

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2020)

Heft: 37

Artikel: Das minimale Selbst

Autor: Ledermann, Linus

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-981466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS MINIMALE SELBST

Linus Ledermann

Fremdheit und Vertrautheit sind keine absoluten Grössen. Eine Einteilung in die beiden Kategorien ergibt erst in Relation zu einem beobachtenden Subjekt einen Sinn. Das Innere, das dem Subjekt Vertraute, wird nach aussen hin zum Fremden abgegrenzt. Von Geburt an erleben wir unseren Körper und unsere Gedanken und erschaffen dadurch in uns einen Ort höchster Intimität. Dieser endet üblicherweise an der physischen Begrenzung des Körpers. Wo ist aber der Beginn, der Kern, dem die Intimität entspringt?

In jedem Betrachter entscheidet eine Instanz zwischen fremd und vertraut. Sie muss in einer Weise alle Objekte, Konzepte und Gedanken einschliessen, die ihr wohlbekannt sind. Sowohl die Instanz als auch der Ort, an dem dieses Repertoire abgespeichert ist, können als philosophisches Konzept verstanden werden, ohne dieses an eine biologische Struktur binden zu müssen. Da allerdings der ganze Prozess im Gehirn stattfindet, muss auch eine biologische Grundlage dafür bestehen. Vermutlich ist ein Areal des Gehirns oder, noch viel wahrscheinlicher, die koordinierte Aktivität von Nervenzellen in verteilten Gehirnarealen dafür zuständig, zu beurteilen, was fremd ist, was eindringt. Doch wo liegt diese Instanz? Und was umfasst sie ursprünglich, bevor ein Mensch zur Welt kommt und noch keinerlei Erinnerungen hat, an denen er Objekte als bekannt erkennen könnte? Die Suche gilt hier sowohl dem physischen Ort im Gehirn als auch dem metaphysischen. Mit «meta-physisch» soll zum Ausdruck gebracht werden, dass miteinander verbundene Nervenzellen Netzwerke bilden, die Sinneseindrücke oder andere interne Informationen verarbeiten. Deren Output wird dann wiederum in hierarchisch höherliegenden Netzwerken weiterverarbeitet. Derartige Netzwerke werden erst durch eine erweiterte Analyse der Gehirnaktivität erkennbar.

Die hierarchische Organisation ist bislang vor allem im Hinblick auf die Verarbeitung von Sinneseindrücken beschrieben worden. Wohl nicht zuletzt, weil Sinneswahrnehmungen – allen voran das Sehen – die am besten erforschten Gehirnfunktionen sind. Die Hierarchie ist hierbei tatsächlich so aufgebaut, wie man sich das intuitiv vorstellt. Sinneseindrücke werden als die niedrigste Stufe angesehen. Beispielsweise ist bei der visuellen Verarbeitung das Erkennen von Ecken und Kanten hierarchisch niedriger als das Erkennen von Autos. Demnach wird das Signal, das von den Augen kommt, zuerst nach Ecken und Kanten untersucht. Danach werden deren Positionen im Netzwerk weitergeleitet an Nervenzellen, die daraus erkennen können, dass es sich hierbei um ein Auto handelt. In Realität ist der Ablauf allerdings komplexer und umfasst weitere Zwischenschritte. Je höher man in der Hierarchie

steigt, desto komplexer und abstrakter sind die prozessierten Informationen.

Es bleibt die Frage, was bereits vor der Geburt Vertrautheit erweckt. Ist uns zu dem Zeitpunkt gar nichts vertraut, nicht einmal unser eigenes Ich oder gibt es etwas, das schon immer innerhalb der Grenzen zur Fremdheit sitzt? Um der Antwort näher zu kommen, mag es hilfreich sein, das Konzept der *ipseity* (lat. *ipse* = selbst) einzubeziehen. Nach Piaget⁽¹⁾ umfasst sie die innerste Grenze, die in unserer Wahrnehmung besteht. Sie enthält das minimale Selbst, das nur die Wahrnehmung der verarbeiteten Sinneseindrücke einschliesst ohne Wertung derselben. Jegliche Erweiterungen der Sinne sind Erweiterungen zum minimalen Selbst. Beispielsweise ist die Bestimmung der körperlichen Aussengrenze, die *embodiment* genannt wird, noch nicht ein Teil davon. Diese wird erst mit der Zeit durch das Zusammenfügen verschiedener Sinne wie dem Sehen, Fühlen und der Propriozeption erzeugt. Letzteres beschreibt die Wahrnehmung des eigenen Körpers im Raum wie etwa den Biegungswinkel eines Gelenks. So kann beispielsweise die Spitze des Zeigefingers auch bei geschlossenen Augen im Raum verortet werden. Von Geburt an werden dem Gehirn diese Signale zugesandt, es lernt jedoch erst mit der Zeit, dass eine Berührung am Finger einhergeht mit dem Sehen eines Fingers, der mit etwas kollidiert.

Über die Interaktion mit sich selbst, durch Abtasten wird die Haut, die eine physikalische Beschränkung darstellt, letztendlich auch als konzeptuelle Grenze des Egos aufgefasst. Sie umgibt uns strumpfartig, fasst die Organe ein und schützt diese gegen aussen vor fremden Einflüssen. Bei genauerem Betrachten fällt jedoch auf, dass die Haut an sich ebenfalls keinen perfekten Abschluss des Körperinneren bildet. Vor allem die Verbindungen des Verdauungstraktes zur Aussenwelt stellen Unterbrechungen der Haut dar. Spannenderweise setzt sich die Haut beim Mund und Anus fliessend in die Oberfläche des Verdauungstraktes fort. Magen, Darm und Speiseröhre mögen also im vermeintlich Inneren liegen, sie umfassen jedoch eigentlich ein kleines Stück Aussenwelt, das sich durch den Körper erstreckt.

Deutlicher erkennt man dies in einer Phase der Embryonalentwicklung, während welcher der Vorläufer des Verdauungssystems einfach ausgedrückt nur einer Röhre gleicht, die an den Enden nach aussen hin offen ist. Die Schleimhaut des Magens oder des Darmes ist jedoch zugleich, wie die Haut, sehr dicht verschlossen und bietet nur wenigen Stoffen die Möglichkeit, in den Körper zu gelangen. In der Medizin wird daher der Speisebrei, der verdaut wird, immer noch als ausserhalb liegend betrachtet. Somit wird klar, dass sich die alltäglich wahrgenommene Körpergrenze lediglich an Erfahrungen festmacht. Zeigen lässt sich dies auch durch experimentelle Manipulation. Das Gehirn lässt sich täuschen, sodass es eine künstliche Hand für die eigene hält. Die Hand eines Probanden wird auf einem Tisch hinter einem Sichtschutz verborgen und ist für seine Augen nicht mehr sichtbar. Eine Hand aus Gummi wird vor den Sichtschutz gelegt. Wenn nun beide Hände, die künstliche und die echte, gleichzeitig mit einem Pinsel berührt werden, assoziiert der Proband die gefühlten Berührungen auf der versteckten echten Hand mit den gesehenen auf der Gummihand, bis die künstliche Hand zum eigenen Körper zu gehören scheint. Dass dies wirklich eintritt, kann durch einen Schlag mit einem Hammer auf die Gummihand verifiziert werden, bei dem der Proband die echte, eigene Hand schreckhaft zurückzieht, obwohl für diese zu keinem Zeitpunkt eine Gefahr bestanden hat.

Noch viel gravierendere Verschiebungen der empfundenen Körpergrenze können im Rahmen von psychotischen Erkrankungen auftreten, bei denen sogar der Raum um einen herum als zu sich gehörig empfunden wird und Mitmenschen zu gefährlichen Eindringlingen in den eigenen Körper angesehen werden. Neben dem passiven Element des Bewusstseins für die äussere Körpergrenze durch Sinneseindrücke trägt der Sinn für die Bewegungssteuerung dazu bei, den eigenen Körper an das «Ich» zu binden. Eine psychotische Krankheit kann allerdings dazu führen, dass sich die wahrgenommene Körpergrenze in absurde Bereiche zurückzieht: Selbst die eigenen Gedanken oder eigens initiierte Bewegungen können fremd und wie von jemand anders eingepflanzt anmuten. Daher scheinen auch sie ausserhalb der *ipseity* zu liegen, was nur schwer nachvollziehbar ist, weil man sie als unmittelbare Ausdrücke seines Selbst empfindet.

Der innerste Kern der Vertrautheit umfasst somit unvorstellbar wenig. Es ist, als würde die *ipseity* – gewissermassen also das «Ich» – in unsere Gehirne implantiert werden, wo sie sich dann verschiedener Signale des Gehirns bedienen kann, um ein Gefühl des Ich-Seins um sich herum aufzubauen. Vielleicht ist die *ipseity*, der innerste Kern der Vertrautheit, auch kein Ort im Gehirn oder in irgendeinem Netzwerk von Nervenzellen, sondern ein beinahe metaphysisches Phänomen, das sich über das Fundament aller Nervenzellaktivitäten auf unergründliche Weise erhebt.